

Amerika ist ein uns fremdes Land. Wir glauben, das Land, seine Geschichte, sein politisches System, die Menschen, die Sprache und die Mentalität der Amerikaner zu kennen, doch ist das Gegenteil der Fall. Ein Gutteil unserer Erklärungsversuche amerikanischer Politik ist – vorsichtig ausgedrückt – unzulänglich.

Der Grund für unsere häufigen Fehleinschätzungen liegt in überkommenen oder falschen Wahrnehmungen der amerikanischen Lebenswelt und Politik. Diese Wahrnehmungen sind alt: Der europäische Diskurs über Amerika hat sich in den letzten zwei Jahrhunderten kaum verändert. Die Genese des amerikanischen politischen und gesellschaftlichen Systems sowie seine radikale Eigenständigkeit, die aus dieser Genese und weiteren Entwicklungen resultiert, werden weitgehend ignoriert. Kommentatoren, Journalisten und Politiker versuchen, Amerika mit einer für diesen Zweck völlig ungeeigneten Begrifflichkeit zu erklären, die der europäischen Vorstellungswelt entlehnt ist. Das Verständnis fremder Kulturen setzt jedoch eine dichte Beschreibung ihrer politischen und religiösen Rahmenbedingungen und Praktiken voraus. Wird darauf verzichtet, ist die Strafe das Missverständnis.

Der Kontinent Amerika und die mit seiner Erforschung und Besiedlung verbundenen Möglichkeiten wurden im politischen Denken Europas seit dem sechzehnten Jahrhundert mit klar umrissenen Vorstellungen assoziiert, sie waren Gegenstand der intellektuellen Debatte

und wurden in der Literatur verarbeitet. Diese intellektuelle Aneignung sei zunächst kurz skizziert.

Zunächst sahen die Europäer Amerika als ein Idyll der Natürlichkeit, später auch als ein Land der Voraussetzungslosigkeit, das die Chance eines persönlichen, religiösen oder politischen Neuanfangs birgt. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts entstand schließlich ein Amerikabild, das diese positiven Eigenschaften durch Umwertung in ihr Gegenteil verkehrte: Nunmehr war die Rede von Kulturlosigkeit, Oberflächlichkeit, schrankenloser Geld- und Besitzjagd (der Gipfelpunkt des Kapitalismus), Bindungslosigkeit und religiösem Fanatismus. Diese Vorstellungen entwickelten sich zwar im Wesentlichen nacheinander, doch kam es natürlich zu Überlagerungen und Gleichzeitigkeiten. Auch zu Zeiten, als Amerika vornehmlich als kapitalistischer Moloch gesehen wurde, gab es Bewunderer, die in Amerika die verwirklichte Utopie sahen.

Ausdrücklich geht es hier um europäische Vorstellungen über Amerika, die von amerikanischen Selbstwahrnehmungen und auch der Realität der tatsächlichen amerikanischen Gesellschaft weit abweichen können. Es geht um die Wahrnehmung von außen – im Kontrast zur Selbstwahrnehmung im Inneren. Diese Wahrnehmungen entfalteten vielfältige faktische Wirksamkeit und sind also Teil der Realität, sie sind aber nicht die Realität Amerikas.

Anfangs erschien Amerika den Europäern als das Land des Ursprungs – das

Land der Natur (als das den Menschen Umgebende) und der Natürlichkeit (als des Einklanges des Menschen mit der Natur). Vorstellungen paradiesischer Unberührtheit hatten bereits die ersten spanischen und portugiesischen Entdeckungsreisenden und Eroberer beseelt. Im Gefolge der Auseinandersetzungen mit den Kulturen Meso- und Südamerikas waren diese Vorstellungen jedoch an den Rand gedrängt worden: Die Konfrontation mit diesen Zivilisationen und deren Vernichtung ließen eine solche Deutung nicht zu. An der indianischen Bevölkerung Nordamerikas hingegen, so sah es etwa John Locke in seinem *Second Treatise on Government*, sei zu studieren, wie die Menschen am Anfang der Geschichte lebten – vor allen zivilisatorischen und technologischen Entwicklungen. Amerika wurde als Beispiel des zuvor bloß gedanklichen Konstrukt des „Naturzustandes“ gesehen. So schrieb Locke: „Thus in the beginning all the world was America, and more so than that is now; [...]“ In Amerika, so vermutete einige Jahrzehnte später Rousseau, lebten die Menschen in einem Zustand der ursprünglichen Reinheit und Gleichheit. Dort war er zu finden: *le bon sauvage*, der edle Wilde, der die reine, unverbildete Natürlichkeit verkörpert. Ihm sind Missgunst und Heuchelei, der Luxus und der bourgeoise Verfall der Gesellschaft fremd.

Die Beobachter konstatierten eine Dichotomie zwischen dem amerikanischen Idyll einerseits und der Zivilisation Europas andererseits. Dies verdeutlicht Rousseau in seinem *Discours sur l'inégalité* mit folgender Anekdote: „Ich entsinne mich [...] der Geschichte eines Häuptlings irgendwelcher Nordamerikaner, den man vor ungefähr dreißig Jahren an den englischen Hof brachte. Man führte ihm tausend Dinge vor Augen, im Bestreben, ihm ein Geschenk zu machen, das ihm gefallen könnte, ohne dass man etwas fand, das ihn zu kümmern schien. Unsere Waf-

fen erschienen ihm schwer und unbequem; unsere Schuhe rieben ihm die Füße wund, unsere Kleider beengten ihn, er wies alles zurück; schließlich bemerkte man, dass er, nachdem er eine Wolldecke genommen hatte, Vergnügen daran zu finden schien, sie sich um die Schultern zu legen. ‚Ihr werdet zumindest‘, sagte man sogleich zu ihm, ‚die Nützlichkeit dieses Stückes zugeben.‘ – ‚Ja‘, antwortete er, ‚das erscheint mir fast so gut wie eine Tierhaut.‘“ Rousseau fügt hinzu, der Indianer hätte das nicht gesagt, wenn er die Decke im Regen getragen hätte.

Religiöser Gründungsmythos

Die Vorstellung von Amerika als Land des ursprünglichen Naturzustandes geriet im Zuge der im späten 16. Jahrhundert beginnenden Besiedlung der Ostküste im Norden des Kontinents in den Hintergrund – es kam eine neue Vorstellung hinzu: Amerika wurde als form- und gestaltbar begriffen. Hier konnten die politische Ordnung und die persönliche Biografie stets von neuem begonnen werden – „to begin the world anew“, wie Thomas Paine dies später für die Politik nannte. Die neu zu schaffende politische und gesellschaftliche Ordnung wurde nun zum Kern der Vorstellungen über Amerika.

Die neue Ordnung war zunächst ein religiös begründetes Unterfangen. Die Siedlungen, die sich an der Ostküste bildeten, wurden zum Kristallisierungspunkt religiöser Sehnsucht für Suchende und Verfolgte in Europa. Amerika selbst wurde zu einer religiösen Metapher, zum gelobten Land.

Der Augsburger Prediger Samuel Ursperger schrieb über eine Gruppe Salzburger Protestanten, die 1734 das Fürstbistum verlassen musste und nach Georgia auswanderte: „Es war nicht der Zweck dieser Reise nach Georgia, dass sie (die Auswanderer) dort ein bequemes Leben führen.“ Der pietistische Pastor, der die Auswanderergruppe begleitete,

vermerkte lapidar in seinem Tagebuch: „Dies alles (die Reise) brachte uns in große Gefahr, aber näher zu Gott.“ Amerika wurde nicht primär mit der Hoffnung auf Wohlstand verbunden oder mit der Flucht vor religiöser Verfolgung, sondern mit einer genuin religiösen Erfahrung.

Die apolitische religiöse Erfahrung wurde auch ins Politische gewendet. Viele der religiös motivierten Emigranten waren von der Vorstellung beseelt, ein religiöses Refugium zu errichten, das Vorbildcharakter hatte und eine immer perfektere Ordnung verwirklichte. In den Kolonien Neuenglands sollte das „Neue Jerusalem“ entstehen – die Notwendigkeit, vor religiöser Unterdrückung in Europa zu fliehen, ging über in einen Gestaltungsanspruch derer, die zur Emigration gezwungen waren.

Viele dieser Emigranten errichteten weitgehend autonome Kolonien: Der *Mayflower Compact der Pilgrim Fathers* von 1620, die in Nordamerika eine Gemeinschaft zum gottgefälligen Leben begründen wollten, wurde zu einem Gründungsdokument Amerikas. Massachusetts – die häufig zitierte *City upon a hill* – geht auf eine Gründung der Puritaner zurück, die Kolonie (der spätere Bundesstaat) Pennsylvania, benannt nach ihrem Gründer William Penn, war den Quäkern eine Zuflucht, und Maryland ist eine der englischen Königin Henrietta Maria und der Gottesmutter geweihte katholische Gründung.

Die Neuschöpfung politischer Ordnung im Zuge der Selbstorganisation religiöser Gruppen ist ein wichtiger Gründungsmythos der amerikanischen Geschichte. Er wurde Teil der amerikanischen Selbstinterpretation und Ausgangspunkt der Verfassungsordnung, wirkte aber auch auf Europa zurück und formte in einer abstrakten Version das europäische Bild von Amerika: In Amerika war ein Neuanfang möglich – ohne

die Bindung historischer Erinnerungen. Goethe fand dafür die später oft zitierten Worte:

*Amerika, du hast es besser
Als unser Continent das Alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenster-
geschichten.*

Amerika gewährte auch denjenigen Aufnahme und Lebenschancen, die in Europa unter wirtschaftlicher Not litten. In den großen wirtschaftlichen Krisen Europas kam es zu mehreren Auswanderungswellen. Amerika erschien als letzte Möglichkeit, persönliches Glück zu erreichen.

Widerhall einer Utopie

Die Unberührtheit der Natur, Voraussetzungslosigkeit, die Möglichkeit, eine neue religiöse oder politische Ordnung zu schaffen, sein persönliches Glück zu machen, in Sicherheit zu sein – dies waren nicht nur Beweggründe für die Auswanderung nach Amerika, es sind Komponenten eines Bildes von Amerika. Nach und nach verbinden sich in der europäischen Vorstellung diese Motive – namentlich in Deutschland. Das Bild von Amerika wird zum Gegenbild eines als dekadent und despotisch empfundenen Europas. Das Leben in Amerika wird gleichzeitig auch zum Gegenbild des jeweils eigenen Lebens, der Gegensatz zu Amerika lässt eine persönliche wie politische Utopie entstehen.

Dies alles findet seinen Widerhall in der Literatur, in Volksliedern und politischen Pamphleten. Im frühen 19. Jahrhundert wird der amerikanische Konti-

nent zu einem Sujet in der deutschsprachigen populären Literatur, teils noch – wie bei Charles Sealsfield oder bei Friedrich Gerstäcker – als bloßer romantisch-exotischer Handlungshintergrund, teils aber auch, wie in Ernst Willkomm's Roman *Die Europamiiden* (1838), als ersehnter Zufluchtsort vor den restaurativen Verhältnissen.

In Willkomm's Roman wird wiederholt der Ruf nach einer großen Tat des Protagonisten erhoben – ohne dass gesagt wird, was diese Tat zum Inhalt haben soll. Das Leben in den altgewohnten Bahnen muss sich ändern, doch scheint dies in Europa nicht mehr möglich. Die „Europamüdigkeit“ ist Ausdruck einer allgemeinen Zivilisationsmüdigkeit. Rousseausche Gedanken der Rückkehr zur Natur scheinen in Europa längst nicht mehr zu verwirklichen, weil hier alles verdorben und unnatürlich ist. Nur in Amerika sei die Natur noch zu finden, die den Menschen die Entwicklung zu körperlich und geistig gesunden Individuen erlaubt. Willkomm erhofft für die spätere Zukunft, dass von Amerika ausgehend auch Europa wieder zur Gesundung finden könne.

Wandel der Sichtweise

Es gibt in diesem Roman aber bereits eine leise Skepsis gegen Amerika: „Amerika trotz seiner Geldaristokratie ist und bleibt dennoch das Land der Zukunft: Geht nicht in die Städte, sondern geht in die Wälder, traut Euch der Natur an...“ Diese Skepsis gegenüber der kapitalistischen Seite Amerikas – der „Geldaristokratie“ – wird im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts zur vorherrschenden Sicht auf Amerika. Aus den „Europamiiden“ werden die „Amerikamiiden“ – so der Titel eines 1856 erschienenen Romans von Ferdinand Kürnberger.

Kürnberger, der 1848 nach dem Scheitern der Märzrevolution als liberaler Publizist aus Wien fliehen musste, wendet

sich kritisch gegen „politisch-liberale Schönfärbereien“ des Lebens in der Neuen Welt. Die Geschichte, die sein Roman *Die Amerikamiiden* erzählt, war vermutlich angeregt durch den missglückten Auswanderungsversuch des Dichters Nikolaus Lenau 1832/33. Sein Gedicht „Abschied. Lied eines Auswandernden“ spiegelt noch die auf Amerika gerichteten Hoffnungen wider:

*Sei mir zum letzten Mal begrüßt,
Mein Vaterland, das feige, dumm
Die Ferse dem Despoten küsst
Und seinem Wink gehorcht stumm.
[...]*

*Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blütenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!*

Lenau erhoffte sich von Amerika eine bessere politische Ordnung, aber auch eine Art persönlicher Erlösung – die Überwindung einer Schaffenskrise: „Vielleicht geht mir in der neuen Welt zugleich eine neue Welt der Poesie auf.“ Knapp ein Jahr später kehrt Lenau tief enttäuscht nach Europa zurück: „Diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen. Tot für alles geistige Leben, mausetot.“

Die Romanhandlung in Kürnbergers *Die Amerikamiiden* erinnert an die Erlebnisse Lenaus: Der Dichter Dr. Moorfeld sucht in Amerika die Erfüllung seiner politischen wie künstlerischen Träume. Programmatisch heißt es: „Das Individuum sagt: mein besseres Ich, der Erdglobus sagt: Amerika. Es ist der Schlussfall und die große Cadenz im Concerte der menschlichen Vollkommenheiten.“ In New York angekommen, hält sich Moorfeld zunächst in der Einwanderersiedlung Klein Deutschland auf, lernt den amerikanischen Kunstliebhaber und -händler Bennett kennen und trifft in dem jungen Benthal, der als Teilnehmer des Hambacher Festes aus Deutschland fliehen musste, den Typus des hoffnungsvollen, optimistischen Liberalen.

Zunehmend erkennt Moorfeld jedoch Betrug und Geldgier hinter dem allgegenwärtigen Handelsgeist. Er flüchtet in die Wälder von Ohio, wo er Farmland ersteigert und dieses zusammen mit dem Vorbesitzer, einem Deutschen namens Anhorst, bewirtschaftet. Ein Methodistenaufrüst, bei dem ein von Moorfeld verehrtes Mädchen dem Wahnsinn verfällt, treibt den Dichter weiter in die unberührten Wälder Ohios. Bei seiner Rückkehr – Anhorst war während einer Handelsreise umgekommen – sieht er die Farm in der Hand eines Betrügers. Die Freunde in New York sind Anhänger des amerikanischen Lebensstils geworden: Benthall ist zum Unternehmer aufgestiegen und hat dafür seine Braut verlassen. Als Moorfeld deutschfeindliche Pogrome erlebt, kehrt er desillusioniert nach Deutschland zurück: „Amerika ist ein Vorurtheil“, resümiert er seine Erfahrung.

Eingeschoben in die Handlung finden sich zahlreiche Reflexionen und Gespräche über die Zustände auf dem Neuen Kontinent. Kürnberger hebt immer wieder Verrohung, Kulturlosigkeit und schrankenlosen Egoismus hervor. Die von seinem Helden Moorfeld gesuchte Idealität findet sich nirgends, eher die Intensivierung all dessen, was er einst an Europa bemängelt hatte: „Das ist das Land, in welchem Niemand zu Grunde geht, wenn er arbeiten kann! Richtig, gewiß; denn von den zu Grundegegangenen braucht man bloss zu sagen, sie konnten nicht arbeiten.“

Amerikakritik

Die Kritik an Amerika, die in diesem Roman einen ersten Höhepunkt erfährt, entzündet sich an der konkreten gesellschaftlichen und politischen Ordnung der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie betrifft insbesondere den kapitalistischen Geist. Anleihen entnahm Kürnberger, der selbst niemals in Amerika gewesen war, bei zeitgenössischen Landes- und Kultur-

beschreibungen. Der Roman enthält paradigmatische Kritikpunkte, die sich auch heute noch in kritischen Darstellungen Amerikas finden. So zitiert der österreichische Parlamentsabgeordnete Peter Pilz zustimmend aus Michael Moores *Stupid White Men*: „Zu Amerikas Ethik gehört es, auf Menschen einzuschlagen, die am Boden liegen.“ Ein „Hauptgrund, die amerikanische Herrschaft zu beenden“ ist für ihn die „Gier (seiner) wirtschaftlichen und politischen Eliten.“

Diese Kritik war schon beim Erscheinen von *Die Amerikamüden* ein fester Bestandteil der Amerikakritik. Dies sei wiederum mit einigen Verszeilen Nikolaus Lenaus unterstrichen. Lenaus Ende Mai 1839 – der Autor war längst wieder in Europa – verfasste Gedicht *Das Blockhaus* erzählt folgende Geschichte:

*Müdegeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirt mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche
Weise,*

[...]

*Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies jenes koste?*

[...]

Später schwatzten die männlichen Hausgenossen

*Am Kamin, die scharfe Zigarr im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil hingeflossen.*

[...]

*Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
Als das englische Talergelispel schwieg.*

[...]

*Aber mit einmal war die Freude
geschwunden,*

*Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr
munden.*

*„Uhland! wie steht's mit der Freiheit
daheim?“ die Frage*

*Sandt ich über Wälder und Meer ihm zu.
[...]*

*Also führt ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast,)
Und ich blickte mich um – und musste
schaudern.*

Enttäuscht von der gesellschaftlichen Wirklichkeit Amerikas, verwarf die europäische Intelligenz viele der Hoffnungen, die ehemals auf Amerika gerichtet waren. Im Zuge der Wahrnehmung des Materialismus, der Amerika durchdrang, wandelte sich die Utopie Amerika zur Dystopie.

Amerikanisierung Europas

War die Diskussion über Amerika und sein innerstes „Wesen“ zunächst vor allem eine Auseinandersetzung mit den USA, wurde sie mit dem Ende des Ersten Weltkrieges eine Diskussion über Europa. Europa – so der Befund – war im Begriff, sich zu „amerikanisieren“. Vergleichbar zur Wandlung der Wahrnehmung Amerikas im neunzehnten Jahrhundert, wurde das zunächst mit Hoffnung, später mit Abwehr, sogar Abscheu gesehen.

1920, der Krieg war noch nicht lange zu Ende, schrieb Bert Brecht sein *Deutschlandgedicht*, an dessen Ende in den Jungen des Alten Kontinents ein utopisches Amerika erwacht:

*Deutschland, du Blondes, Bleiches
Wildwolkiges mit sanfter Stirn!
Was ging vor in deinen lautlosen Himmeln?
Nun bist du das Aasloch Europas. [...]
O Aasland, Kümmernisloch!
Scham würgt die Erinnerung
Und in den Jungen, die du
Nicht verdorben hast
Erwacht Amerika.*

Brecht setzt Amerika in den frühen zwanziger Jahren mit Optimismus, Gerechtigkeit, mit Dynamik, Vitalität, Sportlichkeit und Fairness gleich. Davon gilt es zu lernen. „Amerikanisierung“ ist eine Forderung des Tages.

Tatsächlich wird ab den 1920er Jahren die amerikanische populäre Kultur in den deutschen Metropolen rasch und äußerst positiv aufgenommen. Ab 1925 wird Duke Ellington gespielt, Louis Armstrong ist bereits 1928 in Deutschland ein Star, ebenso Josephine Baker. Das amerikanische Kino tritt neben das deutsche: Buster Keaton, Charles Chaplin und Al Jolson werden zu bekannten Namen.

Es erscheinen Reiseberichte, die Amerika als verwirklichte Utopie beschreiben. Der Unterschied zu den Vorstellungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ist, dass Amerika nun ein in Europa zu verwirklichendes Modell vorgibt: „die Wonne letzt-errungenen Menschenfortschritts; und letzt-ersonnener Arbeitsmöglichkeit“.

Ebenso wie das Bild von Amerika selbst, ist auch das Bild der „Amerikanisierung“ der Gesellschaften Europas gegensätzlich. Es kommt zu einer raschen Gegenbewegung – „Amerikanisierung“ wird zum Synonym für Kulturverfall und politische und moralische Abstumpfung.

Bereits 1927 schrieb der Publizist Adolf Halfeld:

„Die sonderbare Doppelseitigkeit im amerikanischen Leben – das idealistische Pathos, das sich mit gerissenen Geschäftspraktiken paart; die religiöse Unterbauung des Erfolgsgedankens; der Prediger; der Unternehmer ist; der Proselytenmacher der Moral; der Geschäftsmann mit Gott und Idealen auf den Lippen; die Vierzehn Punkte; der von der Wallstreet beglaubigte Weltfriede – alles dies geht im letzten Sinne auf das puritanische Ethos, das Ethos des sich selbst befreienden Bürgertums zurück. Und wie aller Welt Fanatismus endet auch dieser in Intoleranz.“

Auch Brecht veränderte seine Auffassung von Amerika. In seinen Schriften ab 1926 werden die USA mehr und mehr zu einer Symbiose von Oberflächlichkeit, sozialer und christlicher Heuchelei – Sinn-

bild für Kapitalismus und Kulturlosigkeit. Er bemerkt, „daß etwas Unedles, Infames, Geistloses allem Verkehr von Mensch zu Mensch anhaftet und von da übergegangen ist auf alle Gegenstände, Wohnungen, Werkzeuge, ja auf die Landschaft selbst.“

Euphorische Hoffnungen und tiefe Frustration über Amerika beziehen sich dabei nicht im eigentlichen Sinne auf Amerika als Kulturnation und politisches Gemeinwesen, sondern selbstreferenziell auf die Entwicklung von Gesellschaft, Kultur und Politik in Europa selbst. Der Diskurs über die „Amerikanisierung“ ist eine Kritik der Entwicklung der eigenen Gesellschaft, deren Modernisierungsprozesse als „amerikanisch“ interpretiert wurden. Die technische Entwicklung sorgt für Beschleunigung. Die beiden Weltkriege zerstören die statische Sozialordnung, der Wohlstand der Nachkriegszeit führt zu einer größeren Egalität und Mobilität. All dies wurde – positiv oder negativ bewertet – als „amerikanisch“ verstanden.

Abgesehen davon, dass es aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Sicht in vielerlei Hinsicht adäquater wäre, von einer „Modernisierung“ zu sprechen, verstellt die Rede von der Amerikanisierung eine wichtige Erkenntnis: Wir deuten Modernisierung fälschlich als Amerikanisierung, meinen, Amerika zu kennen, konstatieren, dass Amerika ins Mark Europas vordringt, und verkennen dadurch, wie fern Amerika doch tatsächlich ist. Wir sprechen von Amerika und meinen doch nur immer uns selbst.

Amerikanisches Selbstverständnis

In Alain Resnais Film *Mon Oncle d'Amérique* sagt eine Figur lapidar: „Amerika existiert nicht. Ich weiß das, denn ich bin dort gewesen.“

Wir nehmen die Selbstinterpretation der amerikanischen Gesellschaft nicht ernst. Im Laufe der Geschichte sind zum Mythos der Einwanderung – den wir noch

am ehesten verstehen – weitere, für die amerikanische Nation konstitutive Narrative gekommen. Sie haben keinen Eingang in unser Amerikabild gefunden.

Eine entscheidende amerikanische Grunderfahrung ist die Erschließung neuer Siedlungsgebiete an der *frontier* und die Schaffung von politischer Ordnung. Dabei gibt es in der amerikanischen Vorstellungswelt eine grundlegende Dichotomie zwischen politischer Ordnung und Anarchie. Der Einsatz von Gewalt kann bei der Schaffung politischer Ordnung nicht ausgeschlossen werden – die Ordnung entsteht aus der Gewalt. Lincoln sprach in Gettysburg von der Wiedergeburt der Nation (und ihrer politischen Ordnung) im Kriege. Abgeschlossen war diese Wiedergeburt erst mit Lincolns eigenem gewaltsamen Tod und der Akzeptanz der von ihm geschaffenen Ordnung (symbolisiert in der triumphalen Überführung seines Leichnams in seinen Heimatstaat). Diese Grunderfahrung wird immer wieder in verschiedenen kulturellen Ausdrucksformen reproduziert und reflektiert – ein Prozess, der in Europa häufig missverstanden wird. Ein gutes Beispiel hierfür ist das auch hier zu Lande populäre Filmgenre des „Western“, das häufig verbunden wird mit Vorstellungen einer simplen Dramaturgie und einer holzschnittartigen Darstellung von Gut und Böse. Eine solche Sichtweise erfasst nur die parodistische Variante des Genres. Im Kontext der amerikanischen Kultur stehen diese Filme für weit mehr. Sie zeichnen ein Bild der Amerikaner, das einem durchaus politischen Ideal entspricht. So schreibt Lawrence Wright:

„My ideal American then was John Wayne. He was always setting people straight, with his fists or his gun, and he was invariably right. You could never imagine John Wayne turning the other cheek, but he did live by a code. Never back away from a fight, but don't look for trouble. Never draw first, but when you

do, shoot to kill. In his humbler moments, when he was lying in his bedroll under a billion stars, John Wayne might gaze upward and realize what a small figure he was in the universal scheme of things, but that was a passing thought and he found no solace in it. The night was filled with bandits and Indians, so John Wayne never slept. In the morning the sun lit up the existential landscape and you knew there was no God, there was only John Wayne“.

Aufrichtigkeit, Pflichtbewusstsein, Mut, persönliche Bescheidenheit, Hilfsbereitschaft und Humor verkörpern das amerikanische Ideal. Sie sind die individuelle Verankerung der politischen Ordnung, denn eine zu schaffende politische Ordnung beruht auf den Handlungen des Einzelnen. John Wayne ist der Mann der *frontier*, der mit sicherem Instinkt die Schwächen und die Verderbtheit anderer erkennt und entschlossen bekämpft, ein Mann, der sich nie selbst verliert. Vor allem aber versteht er es, in einer gesetzlosen Gesellschaft Ordnung zu schaffen.

Das Missverständnis in Europa ist, die amerikanische Tradition der Selbstdeutung zu ignorieren. Die europäische Betrachtung ist dabei auf eine seltsame Weise geschichtsfern. Während man in Europa jegliche Politik mittels eines Rekurses auf die Geschichte erklärt, betrachtet man amerikanische Politik stets als gegenwärtig und erfahrungslos. So bleibt die historische Erfahrung Amerikas unberücksichtigt.

Die das amerikanische politische Denken prägende Abfolge von historischen Ereignissen findet so gut wie keine Erwähnung. Die Konsequenz ist klar: Es ist verfehlt, amerikanische Politik mit der Begrifflichkeit des europäischen politikwissenschaftlichen Vokabulars zu analysieren. Wir sollten aufhören zu glauben, Amerika sei so wie wir. Amerika ist uns so fremd, wie China, Japan und Indien fremd sind. Deshalb sollten mit mehr Gespür für kulturelle Differenz und mehr Neugier, Neues und anderes zu entdecken, Diskussionen über Amerika geführt werden.

Transatlantischer Dialog im Netz

*Die Konrad-Adenauer-Stiftung hat mit einer als Subportal ausgestatteten Internetplattform eine Initiative zur Verbesserung und Pflege der transatlantischen Beziehungen gestartet. Unter der Web-Adresse **www.transatlantik-netz.de** bündelt diese Plattform die Aktivitäten der Stiftung zum Thema und macht insbesondere das intern vorhandene Fachwissen unmittelbar zugänglich. Durch ständige Aktualisierung kann auf neue Entwicklungen und Ereignisse ebenso hingewiesen werden wie auf wichtige externe Materialien, Quellen und Informationen. Über eine kommentierte Linkliste bestehen Querverbindungen zu anderen Organisationen und Institutionen aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, die im transatlantischen Dialog engagiert sind.*

Das Subportal ist auch über die Homepage www.kas.de erreichbar.